

3 Sozialtheoretische Annahmen.

Puzzleteile meiner Perspektive

„We read, listen, converse with others in our academic and social circles; we read and ruminate about different but attractive concepts and theories; we sometimes try them out; we judge them in accordance to what is currently going on in our respective fields and then attempt to put them to use in the context of the work we are doing.“

van Maanen 2011: 157

„In diesem Sinne ist es ausgeschlossen, allein ein Selbst zu sein.“

Taylor 1994: 71

Im Folgenden führe ich aus, auf welchen sozialtheoretischen Grundannahmen meine Arbeit beruht. Diese speisen sich vor allem aus dem Symbolischen Interaktionismus als Entstehungshintergrund der *Grounded Theory*; seine Wurzeln liegen im Amerikanischen Pragmatismus nach Mead, Peirce, James und Dewey.¹ Diese sahen „reality as dynamic, individuals as active knowers, meanings as linked to social action and perspectives, and knowledge as an instrumental force that enables people to solve problems and rearrange the world“ (Sandstrom/Martin/Fine 2003: 217). Ich möchte in diesem Kapitel – nach einem kurzen Zwischenruf – zunächst darstellen, wie Bedeutungen aus der Sicht des Symbolischen Interaktionismus ausgehandelt werden, wofür ich vor allem auf Gedanken und Ideen von George Her-

1 Michael Dellwing und Robert Prus gehen so weit, eine klare Unterscheidung von Pragmatismus und Interaktionismus für sinnlos zu halten, so sehr seien sie verflochten (Dellwing/Prus 2012: 20-21). Üblich ist, dass beide unterschieden werden, was ich auch tue und mich im Weiteren auf den Symbolischen Interaktionismus beschränke.

bert Mead und Herbert Blumer zurückgreife. Daran schließt an, wie sich in Folge der soziale Raum in Form von Handlungsfeldern und Lebenswelten greifen lässt, wofür neben Blumer auch Anselm Strauss' Konzept der sozialen Welten und Arenen hilfreich ist. Ebenso wie Strauss knüpft auch Adele Clarke mit ihrem Plädoyer für die Einbeziehung der „Situation“ an interaktionistische Theorie an. Beide ziehe ich für die Frage heran, welche Rolle Strukturen, Kontexte, Diskurse für Bedeutungen spielen. Abschließend fokussiere ich auf Identität als ausgehandelte Bedeutung, greife die skizzierten Thesen dafür auf und bringe sie mit dem Konzept der narrativen Identität zusammen, um zu beschreiben, inwiefern Identität als eine Erzählen erfordernde Unterscheidungspraxis verstanden werden kann.

Doch warum eigentlich theoretische Grundannahmen? Ist das nicht gerade der Punkt an *Grounded Theory*, dass diese Heuristik, dieser teilweise sehr ausdifferenzierte methodische Zugang sich vollends auf die Daten konzentriert und aus ihnen mit Abduktion, Induktion, Deduktion theoretische Überlegungen zum Untersuchungsgegenstand entwickelt? Ja. Aber natürlich liegen auch dieser Herangehensweise nicht nur die in der Einleitung skizzierten erkenntnistheoretischen Thesen, sondern auch sozialtheoretische Annahmen zugrunde.² Zu Recht argumentiert Clar-

- 2 Das mag offensichtlich klingen, wird aber häufig vergessen bzw. nicht weiter ausgeführt (siehe z. B. Böhm 2008, Breuer 2009, Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008). Meist stehen mehreren hundert Seiten praktischer Anleitung zur Methodenumsetzung ein oder zwei Sätze zu den theoretischen Hintergründen gegenüber, wenn sie überhaupt mitaufgenommen werden. Den Autor_innen kann man dies kaum zum Vorwurf machen, schließlich weisen auch die Gründungsväter des Forschungsansatzes und ihre Co-Autorinnen in ihren Büchern (siehe z. B. Glaser/Strauss 1970, Strauss 1994, Strauss/Corbin 1996, Corbin/Strauss 2008) nur kurz darauf hin, dass der Amerikanische Pragmatismus und die Chicagoer Schule mit ihrer Fokussierung auf soziale Interaktion und soziale Prozesse zur Entwicklung der *Grounded Theory* beigetragen hätten. Die weiterreichenden Implikationen und Folgen dieser Wurzeln für die dargelegte Forschungspraxis/Forschungsprogramm werden nicht weiter thematisiert (siehe für ähnliche Feststellungen auch Bryant 2009, Clarke 2012). Vermutlich ist diese Darstellungslücke dem Entstehungskontext der *Grounded Theory* geschuldet. Wie Strauss in einem Interview schildert, wollten Barney Glaser und er u. a. qualitative Forschung an sich legitimieren und inspiriert von den theoretischen Ausführungen anderer wie Mead oder Blumer für eine neue empirische Forschung jenseits des Thesentestens argumentieren (Legewie/Schervier-Legewie 2004). Erst Jahrzehnte nach der ersten Veröffentlichung wird die theoretische Basis der *Grounded Theory* thematisiert, z. B. in späten Werken (Strauss 2008) oder eben im Gespräch mit anderen Forschenden (Legewie/Schervier-Legewie 2004). Juliet Corbin erzählt wiederum davon, dass die zweite Auflage des von Strauss und ihr verfassten Lehrbuchs (Strauss/Corbin 1998) ein derartiges Kapitel beinhaltet hätte, das dann aber „aus Platz-

ke, dass es sich bei *Grounded Theory* und Symbolischem Interaktionismus um ein „Theorien-Methoden-Paket“ (Clarke 2012: 46) handle, das man nicht einzeln buchen, sondern aufgrund verwobener erkenntnistheoretischer und ontologischer Annahmen sowie konkreter Verfahrensweisen nur gemeinsam verwenden könne.³ *Grounded Theory* sei eine von vielen Möglichkeiten „of ‚performing‘ or ‚doing‘ interactionism“ (Clarke 2005: 4), also Interaktionismus in die Praxis umzusetzen.

Trotzdem will ich hervorheben, dass ich keineswegs am Anfang des Projekts bereits wusste, mit welchen theoretischen Überlegungen ich arbeiten wollte und mit welchen nicht, selbst wenn der Symbolische Interaktionismus nahelag. Den Ausschlag gaben meine Erfahrungen im Laufe der Interviewführung und -interpretation und der Wunsch, die Interaktion, die ich dort beobachtete, angemessen reflektieren

gründen“ vom Verlagslektor gestrichen worden sei (Cisneros-Puebla 2004: Abs. 20-22) – was sie heute nicht mehr akzeptieren würde. Jedenfalls kann bei der Begeisterung über so nützliche forschungspraktische Hinweise vielleicht weniger bei den Autor_innen, aber mehr bei den Leserinnen und Lesern schnell in Vergessenheit geraten, dass Forschungsvorgehen und -methoden nicht wie Werkzeugkoffer funktionieren, sondern jedes *Tool* mit bestimmten sozial- und erkenntnistheoretischen Annahmen verknüpft ist.

- 3 Clarke kritisiert genau dies für den Umgang mit *Grounded Theory* (Clarke 2012: 45-46). Nach Ansicht von Keller lässt sich dieser Trend insgesamt in der qualitativen Forschung feststellen. Er kritisiert die wenig reflektierte, technik-konnotierte Anwendung von Methoden, ohne die dahinterliegenden Theorien wahrzunehmen: „Methodenlehrbücher versprechen Orientierung [...] Sie sind zur Auswahl gezwungen (sic!) und zudem auch dazu, Ansätze, Methoden, Begriffe, Techniken als de-kontextualisierte reine Lehren vorzustellen. Damit werden Vorgehensweisen aus dem konkreten Forschungs- oder Gegenstandsbezug herausgeschält, aus dem sie entstanden sind und in dem sie Verwendung fanden. [...] Dies wird vielleicht am deutlichsten in der Vermischung von komplexen Grundlegungen, Methoden und Techniken, etwa dann, wenn Biografieforschung oder *Grounded Theory*-Methodologie als bloße Verfahren etikettiert und auf beliebige Gegenstände bezogen werden.“ (Keller 2014: Abs. 19) Zurück bleibt für mich die Frage, welche Forschungsentscheidungen „erlaubt“ sind, was an Nicht-Übernahme bzw. Veränderung legitim ist, ohne die *Grounded Theory* zu dekontextualisieren. Darf *Grounded Theory* fortan nur auf medizin- oder gesundheitssoziologische Gegenstände angewendet werden, weil Strauss' eigene Projekte dort angesiedelt waren? Sollte man nur Prozesse in den Blick nehmen, die sich mithilfe ethnografischer Methoden beobachten lassen? Oder geht es darum, die Grundannahmen über soziale Interaktion zu teilen und ggf. für andere Forschungsinteressen zu übersetzen, auf andere Formen der Materialgenerierung/Datenerhebung zu übertragen? Wie viel und welche Innovation ist zulässig? Wie ich diese Frage für die vorliegende Arbeit beantwortete, wird in Kapitel 4 Methodologie und Vorgehen ausgeführt.

zu können. Und so verwoben mit der Zeit angelesene theoretische Gedanken, empirische Forschungserfahrung und persönliche Neigungen zu einem starken, wirkmächtigen Geflecht⁴, das ich im Folgenden darstellen möchte. Den Anfang macht der Grundstein des Symbolischen Interaktionismus: die Überzeugung von der Aushandlung von Bedeutungen in der Interaktion.

3.1 GRUNDSTEIN DES SYMBOLISCHEN INTERAKTIONISMUS: DIE AUSHANDLUNG VON BEDEUTUNGEN IN DER INTERAKTION

Im Folgenden schildere ich zunächst, wie Bedeutungen entstehen und was Interaktionisten meinen, wenn sie von „Symbolen“ bzw. „Symbolischer Interaktion“ sprechen. Anschließend gehe ich auf Bedeutungshorizonte/Diskursuniversen als Basis für und Folge von Interaktion ein – eine zweiseitige/doppelte Funktion, die ebenso wenig widersprüchlich wie sinnwidrig ist, aber auf die Aushandlungs- und Interpretationsarbeit hindeutet, die das für den Alltag heißt.

Grundlegend für die Ansätze, die man unter dem Label „Symbolischer Interaktionismus“ zusammenfassen kann, ist die Auffassung, dass Objekten keine bestimmte Bedeutung inhärent ist. Stattdessen gehen Interaktionisten, hier in der prominenten Formulierung von Blumer, davon aus,

„dass Menschen Dingen gegenüber auf der Grundlage der Bedeutung handeln, die diese Dinge für sie besitzen. Unter ‚Dinge‘ wird hier alles gefasst, was der Mensch in seiner Welt wahrzunehmen vermag – physische Gegenstände [...]; andere Menschen [...]; Institutionen [...]; Leitideale [...]; Handlungen anderer Personen [...]; und solche Situationen, wie sie dem Individuum in seinem täglichen Leben begegnen.“ (Blumer 2013: 64)

Die Bedeutungen dieser „Dinge“ entstehen in der sozialen Interaktion, sie „erwachsen, ‚emergieren‘ im Zwischenraum zwischen Personen“ (Dellwing/Prus 2012: 22). Sie sind Teil und Ergebnis eines dauernden interpretativen Prozesses, müssen sich in der Interaktion immer wieder bewähren und sind entsprechend veränderlich.

4 Ähnlich reflektiert der Ethnologe John van Maanen Theorieentscheidungen: „In practice, theory choices (the rabbits we pull out of our hats) rest as much on taste as fit. And taste in ethnography, as elsewhere, results from what is no doubt a complex interaction involving ethnographers, their readings, their disciplinary orientations, their mentors, their colleagues, their students, their friends, their critics, and their readers, who are increasingly their subjects, too.“ (van Maanen 2011: 157)

Handelnde sind also nicht an Bedeutungen gebunden, sondern handeln diese immer wieder neu aus – aber eben nicht im luftleeren Raum, sondern immer nur in der Interaktion mit (imaginierten) anderen. Dabei ist es wichtig, das „Aushandeln“ von Bedeutungen nicht mit „Verhandeln“ gleichzusetzen. Reiner Keller weist ganz richtig darauf hin, dass dieser Prozess der Aushandlung nicht wörtlich als tatsächlicher Argumentationsgang verstanden werden sollte: „Aushandlung meint vielmehr eine sukzessive Abfolge der wechselseitigen Entäußerung und Interpretation von Zeichen in Interaktionsprozessen, also eine intersubjektive und fortlaufende Abstimmung von Interpretationsprozessen zwischen Bestätigung und Korrektur.“ (Keller 2008: 74) Blumer verwendet entsprechend auch die Begriffe „Anzeigen“ und „Interpretieren“ – so sei menschliches Zusammenleben ein riesiger Prozess von Definitionen, in denen anderen angezeigt werde, was sie tun sollten, und in dem deren Definitionen wiederum interpretiert würden (Blumer 2013: 74). Und, so fährt Blumer fort:

„So lernen wir allmählich durch das Anzeigen von anderen, dass ein Sessel ein Sessel ist, dass Ärzte eine bestimmte Art von Fachleuten sind [...] Aus einem Prozess gegenseitigen Anzeigens gehen gemeinsame Objekte hervor – Objekte, die dieselbe Bedeutung für eine gegebene Gruppe von Personen haben und die in derselben Art und Weise von ihnen gesehen werden.“ (Ebd.: 76)

Bedeutungen sind nicht zwangsläufig „bewusst“ im Sinne von reflektiert/reflexiv, artikulierbar. Sie sind von früh an beigebracht, ansozialisiert, eingeübt (Mead 1987). Sie gehen uns „in Fleisch und Blut“ über, werden Teil des Körpers bzw. des körperlichen Wissens, über das wir nicht mehr nachdenken müssen, sondern das uns in Gestalt eines „praktischen Sinns“, eines Know-hows zur Verfügung steht. Interpretation und Verstehen sind damit menschliche Wesenszüge, eine Haltung, die dem Menschen in all seinen alltäglichen Handlungen/Bezügen eigen ist.

Der Begriff „symbolisch“ hebt dabei auf die Bedeutung von Symbolen, d. h. allerlei Signifikantem wie zum Beispiel Sprache, Gesten oder Mimik für diese Prozesse ab, denn erst sie machen eine Vermittlung und damit auch eine Verständigung über Bedeutungen möglich. Symbole, führt Keller aus, „sind in diesem Verständnis ganz einfach alle Zeichen, die auf etwas verweisen, die Träger einer über sie selbst – d. h. über ihr konkretes materiales Erscheinungsbild etwa als Folge von Lauten oder Folge von Linien auf Papier – hinausweisenden Bedeutung sind“ (Keller 2012: 92). Es war Mead, der dem Menschen die wesenseigene Fähigkeit zuschrieb, signifikante Symbole zu erzeugen und zu verwenden – signifikant deshalb, weil sie von mehreren Menschen, Mitgliedern einer sozialen Gruppe, auf die gleiche Art und Weise benutzt und verstanden werden und den Umgang untereinander ermöglichen (ebd.). Durch wiederholte Interaktion und mithilfe symbolbasierter Kommunikation etablieren sich so ganze Bedeutungs- und Referenzsysteme, auf die wir uns

beziehen – von Mead „Diskursuniversen“ (1968) genannt. Und in dem Maße, wie dem eigenen und dem Verhalten anderer Bedeutung zugemessen wird und Handeln sich an Verhaltenserwartungen orientiert, ist folglich „ein gemeinsam verbindliches Muster wechselseitiger Verhaltenserwartungen Voraussetzung kollektiven Handelns“ (Joas 2006: 177).⁵

Menschen werden dabei in bestehende „Diskursuniversen“, d. h. in soziale Gruppen und Gemeinschaften hineingeboren, die bereits über ein ausgebildetes System signifikanter Symbole verfügen (Keller 2012: 100-101). Sie werden in diese Bedeutungssysteme hineinsozialisiert und entwickeln so die Kompetenz, in diesen und mit diesen zu interagieren und sich zu verständigen. Und zugleich sind Interaktionsprozesse/Interpretationsprozesse als Entstehungsort und Schauplatz großer menschlicher Kreativität zu verstehen – zwar sind viele Bedeutungen über eine längere oder kürzere Zeit stabil, aber sie müssen sich letztlich doch immer wieder aufs Neue in der Interaktion bewähren und den sozialen Erfordernissen angepasst werden.

In eine Interaktionskrise geraten wir, wenn sich grundlegende Bedeutungen, Symbole, Interpretationen der Beteiligten unterscheiden und dadurch infrage gestellt werden, wobei Carolin Emcke betont, dass einzelne „Fragwürdigkeiten oder Unterbrechungen des Gewohnten“ in der Regel nicht allzu sehr irritieren:

„Wir können überraschenden Dissens [...] in unser Verhältnis zur Welt integrieren, solange sie nur vereinzelt auftreten. Nur so gelingt das Miteinander in einer gemeinsam geteilten Lebenswelt, indem nicht ununterbrochen alles gleichzeitig problematisiert werden muss, aber für einzelne Praktiken und Überzeugungen eine Erklärung abgegeben werden könnte.“ (Emcke 2013: 36)

Weder sind wir auf eine komplett widerspruchslöse Einheitlichkeit unserer Deutungsmuster der Welt angewiesen, noch bedarf erfolgreiche soziale Interaktion der allumfassenden Einigkeit. Im Gegenteil sind wir souverän im alltäglichen Umgang mit Irritationen und der Herstellung von Kohärenz, um nicht ständig alles infrage

5 Richard Münchs Interpretation des Interaktionismus ist mir von den Begrifflichkeiten und Formulierungen zu „strategisch“ und scheint Handeln mehr nach Interessen als nach Bedeutungen zu implizieren (siehe „Menschen, die Interpretationen ‚abstimmen‘, versuchen, bestimmte Ziele individuell durch strategisches Handeln zu erreichen“, Münch 2002: 280); oder auch „Welche Interpretation erfolgreich sein wird, hängt davon ab, wie erfolgreich die Person ihre Interpretation mit den Interpretationen anderer am Interpretationsprozess beteiligten Personen in Einklang bringen kann. Daher ist der Prozess der Symboldeutung ein permanentes gegenseitiges Einpassen von Interpretationen in fortlaufenden Verhandlungen zwischen den Akteuren.“ (Ebd.: 263)

stellen zu müssen. Und zugleich können Situationen Anpassung, Aushandlung und Arbeit erfordern. So spricht Distler für internationale Interventionssituationen insofern von Interaktionskrisen, als Intervenierende und Intervenierte von jeweils verschiedenen Deutungs-, Kommunikations-, Handlungsmustern ausgingen und sich zunächst auf einen gemeinsamen Vorrat verständigen müssten, bevor Interaktion weniger aufwändig sein könne (Distler 2010).

Für mein Projekt stellt sich, an diese Einsichten anschließend, nicht nur die Frage, anhand welcher Deutungsmuster zurückgekehrte Intervenierende die erlebte Situation beschreiben und sich selbst darin verorten, sondern auch, wer welche Bedeutungsuniversen teilt bzw. auf welche Wissensvorräte zurückgreift.

3.2 KONSTITUTION DES SOZIALEN RAUMS – VON DER KONKRETEN EINZELSITUATION ZUR SOZIALEN WELT

Nachdem ich erläutert habe, wie Bedeutungen von uns immer wieder ausgehandelt und in Deutungsschemata eingepasst werden, stellt sich die Frage, wie sich über die einzelne konkrete Situation hinaus der soziale Raum konstituiert. Dabei deutet sich schon an: Ebenso wenig wie Objekten *eine* bestimmte Bedeutung inhärent ist, gibt es ‚die eine Welt‘, in der wir uns bewegen und die unserem Handeln einen Rahmen bietet. So konstatiert Blumer, dass Bedeutungen lokal in Situationen von den jeweils ganz konkret Betroffenen ausgehandelt werden, sich entsprechend immer in ganz bestimmten Kontexten bewähren müssen und sich folglich verschiedene, voneinander getrennte (und zugleich immer mindestens in uns selbst überlappende) Welten herausbilden, „die durch einen Wirkungsbereich unterschiedlicher Lebenssituationen und den Besitz unterschiedlicher Anschauungen und Konzeptionen für die Handhabung dieser Situation gekennzeichnet sind“ (Blumer 2013: 111). Blumer spricht von „Gebieten des Zusammenlebens“ (ebd.: 108) oder „Lebensbereichen“ (ebd.: 130), in denen Menschen auf vielfältige und sich unterscheidende Weisen interagieren. Er führt den Gedanken an dieser Stelle nicht weiter aus, nennt aber als Beispiele zum einen soziale Gruppen (beispielsweise eine Gewerkschaft, einen Bankvorstand, einen religiösen Kult; ebd.: 108) und zum anderen Tätigkeitsfelder derselben (einer Armee, eines Unternehmens; ebd.: 82). Angesichts dieser verschiedenen, in Lebensbereichen gebündelten Situationen bleibe die konkrete, genaue Form der sozialen Interaktion damit letztlich „eine Frage der empirischen Entdeckung“ (ebd.: 132).

Strauss führt diesen Gedanken Blumers weiter aus und spricht von sozialen Welten (wie eine Freizeitgruppe, ein Beruf, eine theoretische Tradition), die eine gemeinsam geteilte Perspektive erzeugen (Strauss 1978, Strauss 2008). Im Gegen-

satz zu früheren Gruppen-Konzepten der Chicagoer Schule sind diese „soziale Welten“ nicht an einen geografischen Raum gebunden, sondern nur durch „the limits of effective communication“ (Clarke 1991: 131) bestimmt. Ihre Grenzen sind eine Frage der erfolgreichen Kommunikation und damit zuallererst empirisch zu bestimmen – solange die an ihnen Teilhabenden Deutungsmuster und Interpretationen teilen und entsprechend erfolgreich interagieren, kann von „einer sozialen Welt“ gesprochen werden. Zudem liege dieser ein gemeinsames Anliegen zugrunde, eine primäre Aktivität oder Handlung wie „Forschen“ oder „Sammeln“, ein „going concern“ in which certain assumptions about what activities are important and what will be done can be taken for granted.“ (ebd.)⁶ Strauss definiert soziale Welten zusammenfassend als „groups with shared commitments to certain activities, sharing resources of many kinds to achieve their goals, and building shared ideologies about how to go about their business“ (Strauss 1991: 131). Soziale Welten sind komplex und höchst fluid: „Every complex social world characteristically has subdivisions or subworlds, shifting as patterns of commitment alter, reorganize, and realign. Two or more worlds may intersect to form a new world, or one world may segment into two or more worlds.“ (ebd.: 133)⁷ Die soziale Konstruktion einer spezifischen Welt und damit die Grenzziehung und -erhaltung zwischen den Welten sei fester Bestandteil der Aktivitäten aller sozialen Welten, so Clarke weiter (1991: 133). In „sozialen Arenen“ kommen dann diejenigen sozialen Welten zusammen, die ein Thema gemeinsam haben und bereit sind, gemeinsam zu agieren, ohne dass sie unbedingt eine gemeinsame Perspektive, einen gemeinsamen Deutungshintergrund miteinander teilen. Der Forscherin komme es zu, „to elucidate which worlds and subworlds come together in a particular arena and why, what their perspectives are, and what they hope to achieve through collective action“ (ebd.).

Auch wenn ich die Betonung des „kollektiven Handelns“ oder der „organized actions“ nicht unbedingt teile, stellen die Konzepte der „sozialen Welt“ und der „sozialen Arena“ möglicherweise fruchtbare Vergleichsheuristiken für meine empirische Analyse dar. Naheliegend ist beispielsweise die Frage, inwiefern ‚die Intervention‘ eine soziale Arena darstellt, in der die Vertreter_innen verschiedener sozialer Welten (der humanitären, der diplomatischen, der militärischen) mit ihren jeweiligen Perspektiven und Deutungsmustern zusammenkommen. Zugleich gilt es, die empirische Welt für sich sprechen und sich irritieren zu lassen anstatt mit festen Schemata auf sie zuzugehen. So schlägt Clarke vor, auch eine Organisation oder

6 Gesellschaft wiederum sei „a mosaic of social worlds“ (Clarke (1991: 131).

7 Insgesamt lassen sich Strauss’ „soziale Welten/soziale Arenen“ für meinen Geschmack viel zu formalistisch lesen, andererseits wird zu meiner Freude ganz im Sinne Blumers und der *Grounded Theory* immer wieder betont, dass deren genaue Ausgestaltung letztlich immer eine Frage der Empirie sei.

soziale Welt „als soziale Arena“ zu analysieren, „to get at internal complexities, conflicts, social movements, worlds, and subworlds“ (ebd.: 135).⁸

In diesen Begriffen gesprochen, geht die Literatur zu zivil-militärischer Zusammenarbeit bislang davon aus, dass zivile und militärische Akteure in getrennten sozialen Welten unterwegs sind und im *humanitarian space* bzw. *military space* entsprechend separate Handlungsregeln und Deutungsmuster gelten. Die Interven-

- 8 Strauss' Begriff der „sozialen Arena“ weist da meines Erachtens Ähnlichkeiten mit Pierre Bourdieus Feldbegriff auf, der für mich gerade zu Beginn des Forschungsprozesses nochmal mit anderen Vokabeln greifbar machte, wie sich solch unterschiedliche Lebensbereiche konstituieren und woran sie sich (empirisch) festmachen (lassen könnten) – ein kleiner Umweg ganz im Sinne der *Grounded Theory*, die ja dazu auffordert, das forschende Selbst zu irritieren und den eigenen Blick infragezustellen, um ihn zu schärfen. Eine Verknüpfung mancher Überlegungen Blumers mit denen Bourdieus muss dabei nicht notwendigerweise großes theoretisches Chaos provozieren, nimmt man sich die spielerische Freiheit, die Bourdieuschen Begriffe als Heuristik zu verwenden. So geht Bourdieu, für mich quasi direkt im Anschluss an Blumer und Strauss, davon aus, dass sich der soziale Raum „auch durch die Ausdifferenzierung unterschiedlicher und durch Beobachtung der Praxis unterscheidbarer Felder [strukturiert], deren Praxisformen jeweils für sich genommen einer ganz spezifischen Logik gehorchen“ (Ebrecht/Hillebrandt 2002: 9). Unterschiedliche Felder konstituieren sich dadurch, dass die Interaktion in ihnen jeweils einer spezifischen Logik folgt, mit Blumers Worten auf bestimmte Deutungsvorräte zurückgreift. Mit der Zeit entwickeln sich im jeweiligen Feld „gemeinsame Kriterien passenden oder unpassenden Handelns“ bzw. „gemeinsame Maßstäbe, die dem Handeln Richtung und Anschluss vermitteln“ (Hörning 2004: 23). Denn nicht die Rationalität oder Intentionalität der Akteure bestimmt deren Handlungen (ähnlich wie Blumer es ablehnt, über Gedanken oder Psyche der Handelnden nachzudenken), allein die Anforderungen der Praxis tun dies. „Zu diesen Anforderungen entwickeln die sozialen Akteure einen praktischen Sinn, der es ihnen ermöglicht, an Praxisformen zu partizipieren.“ (Ebrecht/Hillebrandt 2002: 8) Es besteht also eine Mehrzahl sozialer Felder, die nach unterschiedlichen Logiken funktionieren, in denen unterschiedliche Habitus gelten/sich herausbilden/legitim sind/funktionieren. Je nachdem zu welchem Feld ich mich als zugehörig begreife, wo ich mitspiele, in welchen Feldern ich sozialisiert wurde, finde ich auch verschiedene Habitus, verschiedene Interaktionsformen legitim, andere sind mir fremd. Es ist diese Vielzahl der sich überlappenden Felder mit ihren jeweiligen Praxisformen, Logiken, Spielanreizen, Positionsnetzen und Kapitalverteilungen, die die soziale Welt zu einem mehrdimensionalen Raum macht (ebd.: 9). Von vornherein war klar, dass ich Bourdieus Begriffe nicht systematisch zur Dateninterpretation nutzen würde. Nichtsdestotrotz kam ihnen im Laufe des Projekts weniger Bedeutung zu als anfangs gedacht, inspirierten sie mich ursprünglich doch sehr.

tionsliteratur hingegen betont die Interventionssituation als gemeinsame soziale Welt, in der alle intervenierenden Akteure – egal ob humanitär, militärisch, diplomatisch – zwar nicht immer einen gemeinsamen Deutungshintergrund, aber ein gemeinsames Thema haben. Für mich ist genau hier die Rückkehr zur empirischen Welt nötig, die Blumer fordert. Wo und inwiefern sich die verschiedenen Akteure als zugehörig definieren, inwiefern sie Deutungen und Handlungsregeln teilen, wird empirisch zu klären sein.

3.3 DEUTUNGSHORIZONTE JENSEITS DER KONKRETEN PRAXIS? ZU STRUKTUR, KONTEXT, DISKURS

In dem Gedanken, dass Bedeutungen in der Interaktion entstehen und sich dort bewähren müssen, steckt schon, dass es sich jeweils um situatives Wissen handelt, das zur Geltung kommt. Ebenso wenig wie es ‚die eine Welt‘ gibt, kann es ‚das eine Bedeutungsschema‘ geben, das kontextunabhängig gilt. Was aber macht diesen ‚Kontext‘ aus?

Strauss selbst unterscheidet zwischen strukturellen und interaktionellen Bedingungen eines Prozesses. Als Beispiele für strukturelle Bedingungen in seinem Technologieprojekt führt er staatliche Vorschriften zu klinischer Sicherheit oder die enge Beziehung zwischen Krankenhäusern und Geräteherstellern an, die daraus entsteht, dass medizinische Geräte getestet werden müssen (Strauss 1994: 120-121).⁹ Man dürfe aber nicht davon ausgehen, dass diese „Struktur“ Interaktion weitreichend bestimme. Genauso wenig seien gegebene Strukturen per se relevant für die Interaktion. Was eine Situation bedingt/strukturiert, könne letztlich nur empirisch festgestellt werden. Bezugnahmen auf „tieferliegende“ Strukturen sind damit als Erklärungen ausgeschlossen, „wenn nicht gezeigt werden kann, wie solche Strukturen oder Systemlogiken in der *Deutung der Interaktionsteilnehmer* in Gestalt der Definition der Situation zum Einsatz kommen“ (Keller 2012: 122, Hervorh. JB). Entsprechend müsse die Forscherin auf die relevanten strukturellen Bedingungen der Interaktion (in der direkten kontextuellen Umgebung und/oder auf der Makroebene der Schicht bzw. des Systems) achten und diese herausarbeiten, d. h. diese mit interaktionellen/prozesshaften Bedingungen zu verknüpfen (Strauss 1994: 120-121).¹⁰

9 Es sind also *nicht* die Merkmale gemeint, die üblicherweise mit dem Schlagwort „Sozialstruktur“ gemeint sind: Alter, Geschlecht, Schicht-/Klassenzugehörigkeit.

10 Mit Clarke verstehe ich Strauss’ Bedingungsmatrizen – kategorisiert in kausale, intervenierende und kontextuelle Bedingungen und dargestellt in Schaubildern mit konzentri-

Clarke formuliert ähnlich, dass „die Bedingungen der Situation“ (Clarke 2012: 112) in derselben enthalten sind. So etwas wie ‚Kontext‘ gebe es nicht. Stattdessen müssten die bedingten Elemente der Situation in der Analyse der Situation selbst spezifiziert werden, da sie für diese konstitutiv sind und sie nicht etwa nur umgeben, umrahmen oder etwas zur Situation beitragen (ebd.). Mit Clarke wird daher nicht mehr nur nach den konkreten Aushandlungen (à la Strauss), sondern im Anschluss an Foucaults Begriffe von Macht, Disziplinierung und Diskurs auch nach den Möglichkeitsbedingungen eines Prozesses gefragt, insgesamt also nach der Situation samt den in ihr enthaltenen Handlungen, Diskursen und Praktiken (ebd.: 98). Ihre Situationsanalyse als postmoderne, diskursbewusste Weiterentwicklung der *Grounded Theory*-Programmatik möchte damit

„die normalerweise unsichtbaren, unbestimmten sozialen Merkmale der Situation sichtbar machen: nämlich alle Schlüsselemente, die in der Situation enthalten sind und ihre wechselseitigen Beziehungen; die Sozialen Welten und Arenen, in denen die Forschungsgegenstände eingebettet sind; die diskursiven Positionen, die von Akteuren (menschlichen und nicht-menschlichen) in Bezug auf die wichtigsten Fragen eingenommen und nicht eingenommen werden; und die Diskurse selbst als konstitutiv für die Situation.“ (Ebd.: 39)

Während Diskurse im klassischen *Grounded Theory*-Forschungsprogramm zumindest keine explizite Rolle spielen, so Clarkes Kritik, kann man – wie schon Meads Begriff des „Diskursuniversums“ zeigt – den Symbolischen Interaktionismus gut so interpretieren, dass er die Idee eines wirkmächtigen Deutungsvorrats nicht nur kennt, sondern sogar darauf aufbaut. Diskurse können im interaktionistischen Sinne als Bezugssysteme betrachtet werden, an die in der Interaktion angeschlossen wird bzw. werden kann. Es sind bewährte Bedeutungsvorräte, die intersubjektiv geteiltes Wissen zur Verfügung stellen, die aber auch zu verschiedenen Zwecken wie zur Beanspruchung von Charakteristika und Positionen im Feld bedient und genutzt werden können. Clarke spricht von Diskursen auch als sozialen Meso-Formen, die individuelle und kollektive Subjektivitäten produzieren (ebd.: 100). Mit Denzins Worten verleihen Erzählungen und Diskurssysteme „dem Alltagsleben Kohärenz und Bedeutung. Sie fassen Wissen über die Welt zusammen.“ (Denzin 2008: 145) Entsprechend gilt es, Diskurse als solche in die Analyse einzubeziehen.

Darüber hinaus eröffnet Clarkes Unterscheidung zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Akteuren neue Perspektiven, die der klassische Interaktionismus nicht kennt. Als Ausgangspunkt kann die Frage dienen, mit wem bzw. in Bezug auf wen oder was eigentlich Bedeutungen in der Interaktion ausgehandelt wer-

schen Kreisen, die sich um das Individuum herumlegen – eher als abstrakte Hinweisgeber denn als absolute Darstellungen (siehe auch Clarke 2012: 106-112).

den. Clarke geht ganz im Sinne Blumers davon aus, dass es neben den offensichtlich physisch Anwesenden auch (durch die Kommunikation) *implicated actors* und *implicated actants* gibt. *Implicated actors* seien, ob physisch anwesend oder nicht, nicht an den Aushandlungsprozessen der Selbstdarstellung beteiligt, „noch werden ihre Gedanken, Meinungen oder Identitäten von anderen Akteuren mittels offener empirischer Untersuchungsmethoden (z. B. indem man ihnen Fragen stellt) erforscht oder ergründet“ (Clarke 2012: 87). Sie wurden entweder „zum Schweigen gebracht oder sind nur diskursiv anwesend, werden also von anderen für ihre eigenen Zwecke konstruiert“ (ebd.: 86). Als *implicated actants* fasst Clarke ebensolche nichtmenschlichen Akteure wie Dinge/Objekte, Diskurse, usw. in Situationen (Clarke 2012: 86-88). Auch diese seien handlungsmächtig, da sie „die Interaktionen in der Situation strukturell durch ihre spezifischen Materialeigenschaften und -anforderungen sowie durch unsere Verpflichtungen ihnen gegenüber“ (ebd.: 104) konditionieren.¹¹ Welche *implicated actors* und *implicated actants* für die Selbst- und Fremdverständnisse von Intervenierenden relevant sind, wird empirisch zu klären sein.

Anschließend an diese Einsichten stellte ich in meiner Sichtung und Interpretation des empirischen Materials immer auch die Frage, wie meine Gesprächspartner die Interventionssituation beschreiben, welche situativen Bedingungen sie als folgenreich für sich, ihr Agieren und ihre Selbstverständnisse wahrnehmen, welche Strukturen, Diskurse und Akteure sie als bedeutsam empfinden.

11 Keller spricht auch davon, dass sich manches Objekt als „renitent gegen so manche Bedeutungszuweisungen“ (Keller 2012: 115) zeigt, wie z. B. die auf mich zu schwimmende Rückenflosse, von der ich mir sagen kann, sie gehöre zu einem Delfin, aber irgendwann erfahren werde, ob dies stimmt oder nicht. So hält zum Beispiel die von Soldaten getragene Schutzweste tatsächlich Schüsse oder Stiche ab, aber keine Beleidigungen. Und zugleich werden aus der Materialität, aus den spezifischen Eigenschaften dieses Dings Schlüsse gezogen, werden ihr Deutungen zugeschrieben, die als solche nicht unabhängig von Menschen existieren. So wird die Weste mal als leicht, d. h. gut zu tragen, mal als zu leicht und damit wertlos, weil nicht ihren Zweck erfüllend, interpretiert. Und diese Interpretationen (!) des Materials werden insofern ganz eindeutig wirkmächtig, als weniger Soldaten die Erlaubnis erhalten, das Lager zu verlassen, wenn die Schutzwesten als wertlos für den Schutz angesehen werden. Im öffentlichen Diskurs um die Bundeswehr wird die Schutzweste so zum Symbol der falschen und schlechten Ausrüstung und damit zum Zeichen dafür, dass der Staat, dass sich die Bevölkerung nicht um die Soldaten schert, obwohl sie es tun sollte.

3.4 IDENTITÄT ALS AUSGEHANDELTE BEDEUTUNG, ALS ERZÄHLEN ERFORDERNDE UNTERSCHIEDUNGSPRAXIS

Dass die Bedeutungen von Objekten in der Interaktion konstituiert werden, gilt auch für das eigene Selbst, das interpretiert und dem Bedeutung zugeschrieben wird. Mit Kerstings Worten geht „die Arbeit an unserer Identität, an dem je besonderen personalen Ich, [...] nicht in privater Abgeschlossenheit vor sich“ (Kersting 2000: 133). Denn „wie die anderen Objekte, so entwickelt sich auch das ‚Selbst-Objekt‘ aus einem Prozess sozialer Interaktion, in dem andere Personen jemandem die eigene Person definieren.“ (Blumer 2013: 77-78) Nach Mead ist das Verhalten des Einzelnen von Verhaltenserwartungen geprägt, weil dieser jenseits eines unabhängigen, kreativen Selbst („I“) immer auch die antizipierten Fremdwahrnehmungen reflektiert („me“) und, alles sinnvoll integriert, entsprechend handelt. Mead führt aus:

„Der Einzelne erfährt sich – nicht direkt, sondern nur indirekt – aus der besonderen Sicht anderer Mitglieder der gleichen gesellschaftlichen Gruppe oder aus der verallgemeinerten Sicht der gesellschaftlichen Gruppe als ganzer, zu der er gehört. Denn er bringt die eigene Erfahrung als einer Identität oder Persönlichkeit nicht direkt oder unmittelbar ins Spiel, nicht indem er für sich selbst zu einem Subjekt wird, sondern nur insoweit, als er zuerst zu einem Objekt für sich selbst wird, genauso wie andere Individuen für ihn oder in seiner Erfahrung Objekte sind; er wird für sich selbst nur zum Objekt, indem er die Haltungen anderer Individuen gegenüber sich selbst innerhalb einer gesellschaftlichen Umwelt oder eines Erfahrungs- oder Verhaltenskontextes einnimmt, in den er ebenso wie die anderen eingeschaltet ist.“ (Mead 1968: 180)

Allein für das bloße Bewusstsein und Verständnis des eigenen Ichs brauche es ein Gegenüber, so Carolin Emcke (2013: 51). Charles Taylor formuliert, es sei „in diesem Sinne [...] ausgeschlossen, allein ein Selbst zu sein“ (Taylor 1994: 71). Und da ich nicht nur mit den Erwartungen eines anderen konfrontiert bin, sondern gleich mehreren bedeutsamen Bezugspersonen entgegentrete, entwickle ich mehrere „me“-s, die ich zu einem kohärenten Selbstbild zusammenfügen muss, um eine Identität zu entwickeln (Joas 2006: 177). Dabei beziehen wir unsere „Selbstverständigungsmaterialien aus einem immer schon bereitgestellten Vorrat an Auslegungsmustern, Wertorientierungen, Beurteilungsperspektiven“ (Kersting 2000: 133), wählen aber nicht nur aus, sondern – im Sinne des Interaktionismus – testen aus, probieren das eine und andere, verhandeln mit unseren Gegenüber über legitime, glaubhafte Selbstzuschreibungen: Alles muss sich in der Interaktionssituation bewähren.

Ebenso wie alle anderen Bedeutungen ist Identität damit nicht einfach „da“, sie wird in Praxis hergestellt. Alle müssen sich zu ihrer Umgebung, zu der sie umgebenden Situation in Beziehung setzen. Die Interpretation der eigenen Rolle, die Sinnhaftigkeit des eigenen Tuns wird zwar durch diskursive, institutionelle Angebote erleichtert, muss aber trotzdem von jedem Individuum wieder und wieder geleistet werden – sowohl nicht-reflexiv/unbewusst als auch in Situationen der reflexiven, bewussten Selbstinszenierung oder Selbstreflektion, wie z. B. im Interview oder in einer Interaktionskrise á la Mead – wenn das „Normale“ nicht funktioniert, wo etwas ins Stocken gerät und Anlass ist, sich und andere zu reflektieren und in Frage zu stellen, sich zu erklären.

Identifikation als Prozess der Identitätsherstellung funktioniert zu großen Teilen über Vergleich und Unterscheidung. Nur indem ich mich zu anderen in Bezug setze, vergleiche, mich gemein mache oder abgrenze, bestimme ich, wer und was ich sein will. Denn, so Straub, (kollektive) Identitätskonstruktionen fußen nirgends „einfach auf der nüchternen Feststellung empirischer Sachverhalte“, sondern arbeiten vor allem, indem sie „Differenzen zwischen dem Eigenen und dem Anderen bzw. Fremden ausmachen“ (Straub 2004: 297). Entsprechend spannt sich jede Lebenswelt, jedes soziale Feld im Sinne Bourdieus dadurch auf, dass Einzelne in Relation zueinander Statuspositionen beziehen, wobei jeder der Standpunkte seinen Sinn erst in Beziehung zu den anderen erhält.¹²

Doch inwiefern hängen nun Identität und Sprache, Identität und Kommunikation, Identität und Erzählen zusammen? Ich sehe Identität als (Selbst-) Vergewisserung wesentlicher Eigenschaften und Talente, als Positionsbestimmung im sozialen Netz, als Aushandlung und Integration von Selbst- und Fremdidentifikation. Und weil Identität nicht als solche existiert, sondern nur aufgrund ihrer stetigen Kommunikation, sind Sprache im Sinne eines strukturierten und intersubjektiv gültigen Symbolvorrats, Kommunikation als Versuche, die Welt durch Nutzung von Sprache und anderen Symbolen (für Sprechende und meistens weitere Adressaten) greifbar zu machen und Erzählen als integrierende und sinnstiftende sprachliche Rahmung ihre Voraussetzung. Carolin Emcke fasst es mit Rückgriff auf Hannah Arendt meines Erachtens gut zusammen:

„Als sprachliche Wesen, die sich dialogisch, im ‚Bezugsgewebe menschlicher Angelegenheiten‘, wie Hannah Arendt das nennt, also im Gespräch und in der Verständigung mit und durch

12 Im Sinne Clarkes und den obigen Ausführungen zu *implicated actants* muss ergänzt werden, dass andere Menschen zwar den wichtigsten, aber möglicherweise nicht den einzigen Bezugspunkt für die Positionierung darstellen. Wir positionieren uns ebenso zu Diskursen („Ich bin Feministin.“), zu Orten und Landschaften („Als Hamburgerin fehlt mir hier einfach der Hafen, die Elbe.“).

andere begreifen, sind wir abhängig davon, dass wir als Individuum von anderen bestätigt werden. [...] Ohne das Sprechen mit anderen als eine Form des Miteinanders können wir uns weder unserer selbst noch der Welt wirklich gewiss sein. [...] Es ist das Gespräch mit anderen, worin die Kontinuität der eigenen Identität sich beweisen muss, worin sie bestätigt und hinterfragt wird. Erst im Dialog mit anderen wird das Erlebte eigentlich begriffen und zur Erfahrung ausformuliert, durch die Anerkennung oder Abweisung des Gegenübers zeichnen sich die Eigenheiten und Andersartigkeiten, Ähnlichkeit und Verschiedenheit, die Individualität also, erst ab und aus.“ (Emcke 2013: 51-52)

Mit Fulda ist es gerade die Offenheit des eigenen Lebens – weder der Beginn noch das Ende sind der eigenen Erfahrung zugänglich, die es „narrativen Kohärenz- und Sinngebung bedürftig“ (Fulda 2004: 261) macht. Und, so Fulda weiter: „Soweit das Leben eine Einheit bildet, verdankt es die ‚einer narrativen Suche‘; zugespitzt: Ich bin, was ich erzähle.“ (Ebd.) Oder: Ich erzähle, also bin ich. Sacks spricht von der „Lebensgeschichte, eine Art innerer Erzählung, deren Gehalt und Kontinuität unser Leben ist. Man könnte sagen, dass jeder von uns ‚eine Geschichte‘ konstruiert und lebt. Diese Geschichte sind wir selbst, sie ist unsere Identität.“ (Sacks 1987: 154)¹³ Ausgehend von einem Paradigma der Erzählung können wir die Bedeutung eines einzelnen Ereignisses nur in zeitlichem und räumlichem Bezug zu anderen Ereignissen herauslesen. Der Erzählung kommt es zu, einzelnes zu verknüpfen mit „a constructed configuration or a social network of relationships (however incoherent or unrealizable) composed of symbolic, institutional, and material practices“ (Somers 1994: 616). Wenn wir von uns selbst erzählen, sind wir angehalten, zu definieren, wer wir sind und von welchem Ort aus wir sprechen, wie es Charles Taylor formuliert:

„Ich definiere, wer ich bin, indem ich den Ort bestimme, von dem aus ich spreche: meinen Ort im Stammbaum, im gesellschaftlichen Raum, in der Geographie der sozialen Stellungen und Funktionen, in meinen engen Beziehungen zu den mir Nahestehenden und ganz entscheidend auch im Raum der moralischen und spirituellen Orientierung, in dem ich die für mich wichtigsten definierenden Beziehungen durch das Leben selbst herstelle.“ (Taylor 1994: 69)

Anhand von Erzählungen eignen wir uns nicht nur die Welt an und machen uns sie verständlich, auch unsere eigenen sozialen Identitäten konstituieren wir so. Margaret R. Somers führt aus: „all of us come to be who we are (however ephemeral, multiple, and changing) by being located or locating ourselves (usually uncon-

13 Assmann spiegelt diesen Gedanken auf der kollektiven Ebene: „Dasselbe Konzept einer narrativen Organisation des Gedächtnisses und der Selbstkonstruktion gilt auch (und vielleicht erst recht) auf der kollektiven Ebene.“ (Assmann 1998: 34)

sciously) in social narratives *rarely of our own making*.“ (Somers 1994: 606, Hervorh. i. O.) Erzählungen werden so einerseits als Sprechakte der Bedeutungszuschreibung verstanden, andererseits als Zurschaustellen und damit Beanspruchung von Gültigkeit, als in-den-Raum-stellen und demonstrative Verhandlungsmasse von Bedeutungen gedeutet. Interaktionismus, so Denzin, das seien „verschiedene Geschichten über die soziale Welt, Geschichten, die sich Menschen selbst über ihr Leben und die Welten, in denen sie sich bewegen, erzählen, Geschichten, die gelingen, aber auch scheitern können.“ (Denzin 2008: 145) Und der Mensch wird zum Geschichtenerzähler: „Er lebt umgeben von seinen Geschichten und von den Geschichten anderer, er sieht alles, was ihm widerfährt, durch die hindurch, und er versucht, sein Leben so zu leben, als ob er es erzählte.“ (Sartre 1981 [1938]: 65)

Damit ist Narration mehr als die Wiedergabe und das In-Bezug-Setzen von Ereignissen – sie konstituiert soziale Wirklichkeit. Dass wir uns nicht in den luftleeren Raum stellen, dass Narrative nicht in irgendeiner Form direkt in das Selbst inkorporiert sind (Somers 1994: 625), sondern wir uns einordnen, uns in sozialen Narrativen verorten, die wir nicht allein fabrizieren, ist aus interaktionisch-pragmatischer Sicht nur folgerichtig.¹⁴ Nicht nur bezieht sich „jede noch so individuelle Narration“ (Dittmer 2009: 89) immer auch auf kollektives Wissen, um kommunizierbar zu sein. Somers spricht auch von „culturally constructed stories composed of (breakable) rules, (variable) practices, binding (and unbinding) institutions, and the multiple plots of family, national, or economic life“ (Somers 1994: 625), in denen wir uns positionieren. Wer wir sind, hängt damit von den Positionen ab, die wir und andere uns in diskursiven Praktiken und Geschichten zugestehen (Davies/Harre 1990: 46).

Entscheidend ist dabei, dass uns eben nicht nur eine Position zur Auswahl steht, wir nicht nur eine Geschichte erzählen können, sondern viele. Jeder Mensch ist nicht nur *eine* einzigartige Erzählung (Sacks 1987: 154), sondern viele Erzählungen. Was Gubrium/Holstein für Narrative im Interview formulieren, gilt meiner Ansicht nach auch darüber hinaus:

„As in producing jazz, themes and improvisation are the hallmarks of narrative practice. Interview narratives are artfully assembled, discursively informed, and circumstantially conditioned. Because the stories we live by refract a world of competing going concerns, they do not uniformly reproduce a collection of accounts.“ (Gubrium/Holstein 2012: 40)

14 Und so werden Interviews gerade aufgrund ihrer interaktiven Natur zur geeigneten Methode, obwohl sie sonst aus demselben Grund von einigen als qualitatives Erhebungsinstrument angezweifelt oder auch ausgeschlossen werden (Lampropoulou/Myers 2013: Abs. 7).

Es mag Themen und Motive geben, die wiederkehren – die passen, die auf Resonanz stoßen, die wir wieder und wieder anbringen, mal in geübter Folge, mal variierend. Weil aber ‚die Welt draußen‘, weil die Interaktionssituationen, in denen wir uns wiederfinden, so unterschiedliche Anforderungen an uns stellen, handelt es sich weniger um einen einheitlichen Vorrat als um einen kreischend bunten Pool an Narrativen.

Insofern das Einordnen von Ereignissen und Eindrücken in ein bestehendes Bedeutungssystem (nach Somers, Taylor) Voraussetzung für deren Verarbeitung und Handhabung ist, wird Erzählen tatsächlich zur Voraussetzung für ein als kohärent und sinnvoll empfundenes menschliches Dasein. Es sei, so Somers, nicht die Unfähigkeit, ein Ereignis oder einen Moment in die passende Kategorie einzuordnen, die uns ernsthaft verwirrt oder aufwühlt: „Rather we tend to become confused when it is impossible or illogical to integrate an event into an intelligible plot.“ (Somers 1994: 616-617)¹⁵ Und selbst dann greifen wir zu einfachen rhetorischen Mitteln, um Störendes einzuordnen: „Das passt gar nicht zu mir“, „So bin ich eigentlich gar nicht“, „Ich weiß auch nicht, was mich da geritten hat“ ...

Auf nochmal andere Weise herausfordernd kann es sein, mit differierenden Selbst- und Fremdwahrnehmungen umzugehen, die ja auch ‚nur‘ verschiedene Interpretationen des Objekts „Ich“ darstellen.¹⁶ Auch diese fordern dazu auf, irgendwie sinnvoll integriert zu werden, sei es z. B. über eine Neuverhandlung des eigenen Selbstverständnisses oder durch eine Positionierung des anderen als ahnungslos, verbohrt oder irrelevant, was wiederum die Nicht-Beschäftigung mit der kommunizierten Fremdwahrnehmung legitimiert.

3.5 SCHLUSSFOLGERUNGEN FÜR MEINE FORSCHUNG

Doch wie sind diese Verständigungsprozesse, diese Identitäten, diese Selbst-Aushandlungen von Praktiker_innen für mich als Forscherin zugänglich? Ich habe entschieden, mir anzusehen, wie Menschen von ihren Erfahrungen in Kriegs- und Krisengebieten erzählen, wie sie sich in diesen Erzählungen deuten und wo sie sich

15 Ähnlich fasst es Emcke, die Traumatisierung als Unfähigkeit beschreibt, ein Erlebnis in die eigene Alltagserzählung integrieren zu können (Emcke 2013). Entsprechend ist es Bestandteil einer Traumatherapie, Erlebnisse erzählen und (entscheidend!) in seine sonstigen Alltagserzählungen und sein bisheriges Selbstbild integrieren zu können.

16 Etwa wenn Soldaten sich in ihren Absichten, Werten, Motiven von NGO-Mitarbeitern oft so falsch verstanden fühlen und gekränkt sind ob der Kritik, die ihnen bzw. dem Militär prinzipiell entgegengebracht wird.

verorten. Gabriele Lucius-Hoene und Arnulf Deppermann sprechen auch von „Selbst- und Fremdpositionierungen“ und meinen damit

„zunächst ganz allgemein die diskursiven Praktiken, mit denen Menschen sich selbst und andere in sprachlichen Interaktionen aufeinander bezogen als Personen her- und darstellen, welche Attribute, Rollen, Eigenschaften und Motive sie mit ihren Handlungen in Anspruch nehmen und zuschreiben, die ihrerseits funktional für die lokale Identitätsher- und -darstellung im Gespräch sind.“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2005: 168)

In Gesprächen positionieren sich Menschen auf verschiedenen Ebenen zueinander. Unterscheiden lassen sich die erzählten Charaktere inklusive des erzählten Ichs auf der einen Seite und das erzählende Ich und die Zuhörenden/das Publikum auf der anderen Seite.¹⁷ Sprache in Form von Erzählungen fungiert so als Grenzzieher zwischen Eigenem und Fremdem (Dittmer 2009: 89), denn Selbst- und Fremdpositionierung bedingen sich gegenseitig: „Indem ich für mich selbst in einer Interaktion bestimmte Identitätsaspekte reklamiere, weise ich auch meinem Interaktionspartner bestimmte Identitätsaspekte zu.“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2005: 170) Mit dem Begriff „Positionierung“ begreife ich also das Selbst immer in Bezug zu anderen und betone die Relationalität eines jeden Selbst-Verständnisses. Für meine Forschung heißt das mit anderen Worten auch, dass ich mir ansehen möchte, wie welche Unterscheidungen getroffen werden, in der Annahme, dass eine Vielzahl von Unterscheidungen möglich ist, aber nicht getroffen wird – oder mit den Worten von Armin Nassehi:

„Sinnhafte Verweisung ist eine Praxis der Negation von Beliebigkeit, besser: der Negation von Kontingenz durch Ausschluss anderer Möglichkeiten. Die soziologische Arbeit beginnt dort, wo nach den empirischen Etablierungen solcher Formen der Negation gesucht wird, wo also die Praxis der Etablierung von Unterscheidungen und Eindeutigkeiten beobachtet wird.“ (Nassehi 2003: 58; Hervorh. im Orig.)

Positionierung ist jedoch kein per se strategisches Manöver. Erzählende können sich natürlich strategisch positionieren wollen, aber der Begriff von Lucius-Hoene/Deppermann zielt auf die nicht reflexive, ständige Einnahme und Zuschreibungen von Positionen. Erzählende wollen nicht in erster Linie Interessen durchsetzen oder taktische Absichten verfolgen, wenn sie sich positionieren – auch wenn sie dies nicht immer auf dieselbe Weise tun. Ebenso wenig kann man aus vielfältigen Analyseergebnissen schließen, dass es sich „um den pathologischen Befund gravie-

17 Siehe Bamberg 1997: 336-337, Deppermann 2013: Abs. 46; Lucius-Hoene/Deppermann 2005: 168.

render Inkohärenzen ihrer Selbstsicht handelt“, so Lucius-Hoene/Deppermann (2005: 181). Schließlich akzeptieren Menschen selbst auch, dass ihre Überzeugungen über sich selbst widersprüchlich sind: „Persons as speakers acquire beliefs about themselves which do not necessarily form a unified coherent whole. [...] most people, most of the time wittingly or unwittingly, accept that their beliefs about themselves and their environment are full of unresolved contradictions which one just lives with.“ (Davies/Harre 1990: 58-59) Narrativ lassen sich Widersprüche sogar gut und einfach integrieren („Der kennt mich einfach nicht.“, „In Wirklichkeit bin ich ja ...“, „Die wissen einfach nicht, wie das ist ...“). Vielmehr können damit die Heterogenität und die situative Flexibilität von Selbsterfahrungen und -präsentationen abgebildet werden, „ein Spiegelbild der vielfältigen Möglichkeiten, zu sich und dem Selbsterlebtem in sozialen Interaktionen Stellung zu beziehen“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2005: 181).

Ich bin überzeugt, dass sich die Darstellungen im Interview zunächst auf die Interviewsituation beziehen und nicht auf irgendeine ihr vorangegangene Situation.¹⁸ Zugleich gehe ich im Sinne der vorhergehenden theoretischen Überlegungen (Meads „Diskursuniversum“, Clarkes Hinweis auf diskursive Narrative) davon aus, dass die Äußerungen im Interviewkontext nicht für sich allein, sondern in Zusammenhang mit vielen, an anderer Stelle vorgebrachten Interpretationen und Aushandlungen des Interviewthemas stehen. So reproduziert sich, mit Deppermann, die soziale Wirklichkeit des Forschungsthemas im Interview; sie wird

„ausschnitthaft und oft auch typisch interaktiv (re-)produziert und in ihren konstitutiven Praktiken greifbar [...]. (Denn) Interviewende elizitieren damit nicht einfach subjektive Wissensbestände und Deutungen. Sie inkarnieren gesellschaftliche Positionen, Anforderungen, Einstellungen und Erwartungen, mit denen sich die Befragten handelnd auseinandersetzen.“ (Deppermann 2013: Abs. 60)

Und Selbst- und Fremdwahrnehmung sind eben nicht nur geprägt vom diskursiven Rahmen (institutionellen Interpretationsangeboten, Schulungen, Materialien, Sozialisation) einerseits und subjektiven Handlungen andererseits – sie sind auch ganz praktisch immer wieder eine Frage dessen, was in der Interaktion verhandelt werden kann, was sich selbst und einander zugestanden und geglaubt wird. Mit den Worten von Dellwing/Prus ist Selbstpositionierung „nur denkbar in einem sozialen Raum mit bestehenden Bedeutungen, zu denen man sich positionieren muss, mit präsenten (oder auch nicht physisch präsenten) anderen Personen, zu denen man

18 Wollte ich die Praxis der zivil-militärischen Zusammenarbeit bzw. die Positionierung der Akteure in der Konfrontation im Sinne der Interaktion untersuchen, wäre es problematisch, dies mit Interviews zu tun.

sich in Beziehung setzt“ (Dellwing/Prus 2012: 37). Dies ist, Dellwing/Prus umgedeutet, auch in einer Interviewsituation der Fall – in einem sozialen (in diesem Fall physischen ebenso wie diskursiven) Raum mit bestehenden Bedeutungen, zu denen man sich verhält und in Beziehung setzt.

Auf Seiten der Forscherin seien deshalb entsprechend dem Symbolischen Interaktionismus drei Haltungen entscheidend: „eine intersubjektive Haltung, die die Bedeutung als Leistung zwischen Personen verortet; eine pluralistische Haltung, die die Multiplizität von Bedeutung und die Unhintergebarkeit von Konflikten betont; und eine situative Haltung, die diese Bedeutungen als in Momenten geleistet erkennt“ (ebd.: 29). Aufgabe von Sozialforschung sei es entsprechend, „die Prozesse und Strategien [zu untersuchen], die diese Menschen verwenden, um in Kontexten Bedeutungen zu schaffen und mit diesen Bedeutungen zu gemeinsamer Handlung zu gelangen“ (ebd.: 22). Gerade die kreative Leistung der Handelnden in der gemeinsamen Zuweisung von Bedeutung erfordert auch auf Forscherseite einen interpretativen Zugang zu sozialwissenschaftlichen Daten (Joas 2006: 188). Und so schauen Interaktionisten

„auf Prozesse, die aus Situationen bestehen, in denen Menschen miteinander handeln und dazu aus einer pluralen Welt Definitionen der Situation fixieren. Sie sehen Menschen als Pioniere einer immer neu zu besiedelnden Gegenwart und beobachten so nicht das Land, wie es ist, sondern wie die Menschen es machen, was sie damit machen, wie sie das bewerkstelligen.“ (Dellwing/Prus 2012: 50)

Ich gehe davon aus, dass Menschen in ihren Positionierungen in Gesprächen nicht nur auf eben diese Prozesse, diese Praxis der Bewerkstellung, diese Aushandlungen Bezug nehmen, sondern dass sie sie wiederum mit mir als Interviewerin verhandeln, sie (re)produzieren und justieren, um der Gesprächssituation und mir als Gesprächspartnerin zu entsprechen. Denn die Positionierung im Interview geschieht nicht im menschenleeren, bezugslosen Raum, sondern immer in Bezug auf die Interviewende – nicht nur, weil diese das Gespräch in der Regel mit Fragen lenkt, sondern auch, weil „Sprechende *turns* auf Vorannahmen, Wissen, Erwartungen und Einstellungen zuschneiden, die sie beim Adressaten bzw. der Adressatin aufgrund gemeinsamer Interaktionserfahrungen oder der Zugehörigkeit zu bestimmten sozialen Kategorien vermuten“ (Deppermann 2013: Abs. 46). Sprechende positionieren damit auch den/die Interviewende „als Person mit bestimmten Eigenschaften, Ein-

stellungen und Kompetenzen“ (ebd.) – eine Fremdpositionierung, mit der wiederum oft eine komplementäre Selbstpositionierung einhergeht.¹⁹

Auch ich als Interviewerin positioniere mich – als legitime Bestimmerin des Gesprächsverlaufs und der Gesprächsqualität (z. B. in meiner Reaktion auf die Interviewee-Bemerkung zum Ende des Gesprächs „Ich weiß nicht, ob Ihnen das jetzt was nützt?“), als „Wissenschaftlerin“ (gegenüber „dem Praktiker“), als vertraut oder fremd in der Lebenswelt des Gesprächspartners (z. B. in meiner Zusicherung ihm gegenüber „Sie wissen auf jeden Fall mehr als ich, Sie sind der Experte, Sie können nichts falsch machen“).²⁰ Und so werden auch im Gespräch mit mir Bedeutungen ausgehandelt. Auch mit mir muss im Sinne Dellwing/Prus’ „getanz“ werden, denn „der Prozess, in dem Bedeutungen sozial fixiert werden, ist ein Tanz, und das bedeutet, dass in seinem Verlauf viele Positionen eingenommen werden, die jeweils immer nur verständlich sind in ihrer Bezugnahme zu den (erwarteten) Positionen der Anderen.“ (Dellwing/Prus 2012: 40) Doch nicht nur ich als physisch anwesendes Gegenüber bin relevant, auch die physisch nicht anwesenden, aber gedachten und beschriebenen Anderen sind wesentlich für Positionierungen im Gespräch. Und so beziehen sich die Narrative meiner Gesprächspartner nicht nur auf mich und die Gesprächssituation, sondern rekurrieren immer auch auf ein ganzes Spektrum an Erwartungen. Insgesamt, so Deppermann,

„reflektieren Positionierungsaktivitäten das weitere Spannungsfeld sozialer Diskurspositionen in Bezug auf das thematische Feld des Interviews und seine pragmatisch-normativen Relevanzen, die sich im Interview partikular reproduzieren und so auch als performative Wirklichkeit *in situ* (und nicht nur als Redegegenstand) analytisch greifbar in Bezug auf ihre konstitutiven Praktiken werden.“ (Deppermann 2013: Abs. 48-49, Hervorh. i. O.)

Und zugleich gilt es nicht nur die jeweils relevanten Deutungsmuster aufzudecken, sondern auch zu klären, wie diese einerseits aneinander anschließen und welche Möglichkeiten sie andererseits ausschließen. Wie lauten die Selbstverständlichkeiten, die unangetastet bleibenden Grundannahmen? Welche Kategorisierungen wä-

19 Darüber hinaus wird die Forscherin natürlich nicht nur im Rahmen von Interviews vom Gesprächspartner positioniert, sondern – ob wir es mögen oder nicht – auch von anderen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern und anderem Publikum (siehe Clarke 2012: 56).

20 Diese metakommunikative Selbstpositionierung durch die Interviewerin erfolgt nicht nur aus praktischen Gründen wie „der lokalen Rechtfertigung des Fragehandelns und der antizipatorischen Vermeidung von Beziehungsbelastungen im Interview. Sie zeigt [auch] an, in welchem Feld antizipierter wechselseitiger Unterstellungen und moralischer Machtpositionen [...] die Interaktion stattfindet.“ (Deppermann 2013: Abs. 48-49)

ren auch noch denkbar, werden aber nicht vorgenommen? Welche Fragen werden nicht gestellt?

3.6 ZUSAMMENFASSUNG

Bezugnehmend auf den Symbolischen Interaktionismus, allen voran die Gedanken und Ideen von George Herbert Mead und Herbert Blumer, habe ich in diesem Kapitel dargelegt, wie Bedeutungen im sozialen Raum einerseits ausgehandelt und andererseits wirkmächtig werden. Strauss Konzept der „sozialen Welten und Arenen“, weitergedacht von Clarke, hilft, sozialen Raum in Form von Handlungsfeldern und Lebenswelten zu begreifen bzw. die Empirie genau hiernach zu befragen. Auch Selbstverständnisse werden von uns mittels Sprache und in der Interaktion ausgehandelt, weshalb ich Identität als eine Erzählen erfordernde Unterscheidungspraxis verstehe und entsprechend die Selbst- und Fremdverständnisse von Intervenierenden als solche empirisch untersucht habe. Im nächsten Kapitel schildere ich die Konzeption der empirischen Untersuchung und reflektiere sie methodologisch.